

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 14

Artikel: Der kleine Finger
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667892>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dem persischen «dulbend» abgeleitet, aus dem sich unsere Benennung Turban für eine orientalische Kopfbedeckung ergab. So wurde aus «dulbend» zuerst Tulipan und später Tulpe. Eine wahrscheinlich als Ahnin unserer Gartentulpen anzusprechende auffallend schöne Tulpe wurde als *Tulipa Gesneriana* dem bekannten Zürcher Arzt und Naturforscher Konrad Gessner (1516—1565) gewidmet.

Die Hyazinthe wurde, wie die griechische Sage erzählt, zu Ehren eines schönen, spartanischen Jünglings so genannt. Dieser war ein Liebling und Gespiele des Gottes Apollon, was ihm Zephyros, der Westwind neidete. Beim Diskuswerfen lenkte er die eherne Scheibe so, dass sie Hyakinthos an der Stirne traf. Apollon, dem keine Macht über den Tod gegeben war, wollte wenigstens das Andenken an seinen Spielgefährten der Nachwelt erhalten und liess aus dessen Blut die lieblich duftende Hyazinthe erstehen. Auch der Name der Narzisse ist mit dem Tod eines schönen Jünglings verknüpft, wie die Sage berichtet. Dieser, Narkissos, lagerte sich eines Tages an einer Quelle und wollte mit dem klaren Wasser seinen Durst löschen. Da

erblickte er im Wasserspiegel sein Bild, von dem er so hingerissen war, dass er es umarmen wollte. Dabei fiel er ins Wasser und ertrank. Aus Mitleid mit seinem traurigen Geschick verwandelten ihn die Götter in die lichte Narzisse.

Doch auch Sträucher sind dem Andenken berühmter Männer gewidmet. Die mit zierlichen Glöckchen behangene Deutzie ist dem Amsterdamer Ratsherrn Joh. Deutz zugeeignet, der die botanischen Reisen des Naturforschers Thunberg förderte. Die Kamelia, ein dem Teestrauch verwandter Blütenstrauch, wurde nach dem Jesuiten Josef Kamell (Camellius) genannt, der sich als gelernter Apotheker auf den Philippinen eifrig als Pflanzensammler betätigte. Einer Frau dagegen wurde die als Topf- wie als Gartenblume beliebte Hortensie gewidmet. Der englische Botaniker Com merson, der sie 1767 in China entdeckt hatte, benannte sie nach Frau Hortense Lapeaute, die ihren Gemahl begleitete, der als Astronom mit ihm zusammen an der Bougainvilleschen Expedition teilnahm.

Die Menschen sind vergessen, doch die Blumen leben weiter uns zur Freude, Jahr um Jahr.

Regina Wiedmer

Der kleine Finger

Dies ist die Geschichte vom kleinen Finger, der trotz seines Abhandenseins eine Kraft besass, dass er die Schritte zweier Menschen auf ihrem Lebensweg zu lenken vermochte.

Martha, die Tochter des Bannwarts, wohnte auf der andern Seite des Hügels, dicht am Waldrand. Sie hatte ein feingeschnittenes kluges Gesicht, fragend aufgeschlossene Augen, die von starken Brauen überwölbt, ja leis überschattet waren, und in lange Zöpfe geflochtenes schweres, dunkles Haar. Im grossen, verhaltenen Ernst ihres Wesens prägte sich von Generationen her die Stille der Waldgegend aus. Sie war ein Geschöpf der Einsamkeit, in sich geschlossen und zierlich wie ein Reh.

In der Primarschule wetteiferten wir zusammen an der Spitze der Klasse. Doch je höher wir aufstiegen, um so schwieriger wurde es, mit ihr den gleichen Rang zu teilen. Ich brauchte nur einmal meine Hausaufgaben ein wenig flüchtiger als sonst zu lösen, dann geriet ich schon am nächsten Tag ins Hintertreffen. Doch blieb es mein Ehrgeiz, mit

Martha im Schritt zu gehen, und deshalb ruhte ich nicht, bis die erlittene Schlappe wieder aufgeholt war.

Martha wurde von allen geachtet. Wenn der betagte, vergessliche Lehrer einen Stoss Hefte zu Hause hatte liegen lassen oder wenn ein Brief zur Post getragen werden musste, dann wurde Martha und immer wieder Martha zum Botengang aufgerufen. Sie machte freilich kein Aufhebens daraus, so dass es uns nicht eingefallen wäre, ihr die Bevorzugung im geringsten zu verargen.

Das schöne, scheue Waldkind hatte nur einen Mangel: ihm fehlte der kleine Finger an der linken Hand. Martha verbarg die bresthafte, arme Hand nicht unter der Schürze, sondern bewegte sie frei und ungezwungen, als wäre sie ganz und unversehrt. Nur wenn jemand absichtlich lange nach dem vernarbenen, kümmerlichen Stümpchen schaute, glitt ein abweisendes Erröten über ihr Gesicht. Mit keiner Silbe und bei keiner Gelegenheit hätte sie einem Menschen verraten, wie sich der bedauerliche Unfall zugetragen. Aber auf Umwegen er-

fuhren wir es doch. Beim Holzspalten hatte Martha ihrem älteren Bruder Klötze auf den Bock gereicht, ein Beilschlag war an einem Astknorz abgeprallt, hatte den kleinen Finger getroffen und ihn von der Hand getrennt. Durch den frühen Schmerz und dieses Opfer, das unfassbar gross erschien, wurde Martha für uns Knaben auf sonderbare Weise geheimnisvoll und in weite Ferne entrückt. Trotz der schwachen Stelle, trotz der unverhüllbaren, nicht zu versteckenden Schädigung suchte Martha weder Nachsicht noch Mitleid zu erwecken. Gerade das hob sie ins Verehrungswürdige und warf uns, die wir heil und ohne körperliche Benachteiligung waren, in tägliche, immer währende Verlegenheit. Wir wagten nicht, sie zu hänseln und zu necken; wir wagten im Winter nicht, ihr das Gesicht mit Neuschnee einzureiben, wie wir das mit allen übrigen Mädchen taten, die uns nicht ganz gleichgültig waren. Selbst die schlimmsten Draufgänger spürten die Ausnahme und Abwehr.

Das fast heilige Gebot der Schonung empfand ich um so tiefer und deutlicher, als ich Martha gerne mein Mitgefühl und meine kindliche reine Liebe dargebracht hätte. So oft ich ihr ein gutes Wort zuflüstern wollte, wurde ich durch eine unsichtbare Macht daran verhindert. Ich wäre fähig gewesen, sie aus jeder noch so grossen Gefahr zu befreien. Der Gedanke, für Martha eine Tat zu vollbringen, sie vor bösen Menschen zu schützen, sie zu verteidigen, für sie zu sterben, war unbeschreiblich erregend und erfüllte mich ganz. Aber ich war viel zu verträumt, viel zu ausweichend und zu verschlossen, als dass ich ihr hätte zeigen können, wie es um mich stand. Jedesmal, wenn ich zu ihr hinschaute oder in einer Schulpause auf sie zugehen wollte, sah ich das niedersausende Beil und den kleinen abgehackten Finger vom Blocke in die Scheiter fallen. Dieses Bild jagte mir, der ich kein Blut sehen kann, Frucht und Entsetzen ein, und von kaltem Schauer überrieselt, fuhr ich zurück. Die Macht des abhanden gekommenen kleinen Fingers wuchs als unübersteigliche Mauer vor mir auf und stiess mich in trübe Verlorenheit. Wenn ich das Gruseln hätte überwinden können, dann wäre der Zugang zu Martha nicht versperrt gewesen, dann wäre ich vielleicht der Nachfolger des Bannwärts und mein Leben ein Leben in den Wäldern geworden. Doch weil ich das Bild nicht auszuwischen vermochte, kämpfte ich einen zum voraus entschiedenen Kampf zwischen Gefühl und Vernunft, zwischen Phantom und Wirklichkeit. Mit meinen schwachen Kräften musste ich zugunsten

des Mitleidens, auf welches das Mädchen ja nicht einmal ein Recht erhob, kleinlaut und kläglich unterliegen. Das war wohl Bestimmung, das stand wohl von Anbeginn an in unserem Schicksal so aufgeschrieben.

Martha und ich hatten zwischen zwei Schulwegen die Wahl. Während sie den alten, von den ersten Landsassen gebauten Uebergang über die Schleipfe benützte, wie es schon ihre Eltern und Grosseltern getan, zog ich die neue, in schönen Windungen an den Berg gelegte Fahrstrasse vor, die hundert Meter oberhalb meines väterlichen Heimwesens den ursprünglichen Holperweg wie ein gemächlich fliessender Hauptstrom einen ungebärdigen Nebenfluss gelassen in sich aufnimmt. Ach, es war nur ein Ausweichen, das ich mir selber nicht eingestand. Niemand wäre es aufgefallen, niemand hätte einen Argwohn geschöpft, wenn ich mich Martha auf dem Nachhauseweg angeschlossen haben würde. Aber ich brachte es nicht über mich, dem guten Mädchen das Geleite zu geben; die feige Furcht vor dem Fingerstumpfen verwehrte mir, was das Natürliche der Welt gewesen wäre. So gingen wir allein und jedes für sich seinen Pfad. Nur einmal im Winter hat sich Martha, da ich sie inständig darum bat, zu mir auf den Schlitten gesetzt. Jenes einzige Mal habe ich im Hinuntergleiten ihre schmiegsame Nähe gespürt und den Duft ihrer dunklen Haare eingesogen. Und da flüsterte erste Liebe in mir mit all ihrer Heimlichkeit, all ihrer herrlichen, unwiederbringlichen Süsse.

Ich bin nicht Bannwart und kein Mensch der Wälder geworden. Ich bin im Frühling, der auf jenen Winter folgte, mit meinen Eltern aus der Landgemeinde nach der Stadt gezogen und habe Martha mit dem fehlenden kleinen Finger nie mehr gesehen. Aber je weiter ich mich im Laufe der Jahre von der Stelle meines Herkommens entfernte, um so inniger dachte ich an die Heimat. Denn Heimat ist etwas, das man nie verliert, sondern immer tiefer in Besitz nimmt; Heimat ist wie eine Hand, die sich schützend über unser Leben hält; Heimat ist die Stimme, die uns zurückruft, ist Trost und Zuflucht, wenn wir in einem Abgrund zu versinken meinen. So oft ich mich des Dorfes, seiner Häuser und Plätze, seiner Wege und Bäche, seiner Kleewiesen und Getreidefelder und seiner Menschen erinnerte, strahlte mir Marthas Antlitz entgegen. Dieses Antlitz war mir Anruf und Mahnung, wo ich ging und lief; dieses Antlitz blieb Richte und Mitte meiner Welt. Auf diesem Antlitz lagen der Glanz und der Frieden der Heimat;

in diesem Antlitz ruhte ich aus, wenn ich der Ferne satt und müde war. Dieses Antlitz war das Dauernde im Veränderlichen und Vergänglichen.

In Wirklichkeit habe ich das Mädchen vom Walde erst letzten Sommer an einer Klassenversammlung wieder gesehen. Drei Jahrzehnte waren seit unserem Schulaustritt verstrichen, und aus den einstigen Gespielern waren ernste Handwerker, schweigsame Bauern und Bäuerinnen geworden. Ich erkannte sie nicht alle im ersten Augenblick. Aber Martha und einige andere erkannte ich so gleich. Ja, sie war es. Sie trug das Haupt noch so ernst wie früher, aber die waldhafte Scheu war einer reifen Anmut und mütterlichen Milde des Gesichtes gewichen. Ich reichte ihr die Hand und blieb, wie von einem Traum berührt, bei ihr stehen.

An jenem Sonntagnachmittag zwischen Heuet und Emdet sangen wir aus rauen Kehlen unsere alten Schullieder, sprachen von verstorbenen Kameraden und Lehrern und liessen die Vergangenheit, die schöne und sorgenlose, auferstehen. Als im einfallenden Abend die Reihen sich lichteten, setzte ich mich, als gelte es ein Versäumnis aus der Kinderzeit nachzuholen, an Marthas Seite. Wie beglückte mich ihre Nähe, und wie seltsam war es, dass das Schrecknis des kleinen Fingers ausblieb, dass unser Zusammensein wie von einem inneren Einklang gehalten wurde. Während des Gesprächs wandte mir Martha zuweilen das Antlitz zu, und dann sprachen unsere Augen von dem, was zwischen uns niemals gesprochen worden war. Martha sprach es ohne Bedauern als eine Frau, die mit dem Gang ihres Lebens zufrieden ist und still ihren Sommer feiert. Sie hatte etwas Insichgekehrtes, Selbstvergessenes wie ein Buschwindröschen, das sich nicht aufdrängt, das sich bescheiden im Hintergrund hält und allem Lauten abhold ist. Und mir war, als seien wir zwei im Innersten auf die gleiche Saite gestimmt.

Einmal streifte mein Blick ihre linke Hand. Und siehe, die Hand, die uns einst abgestossen und weh getan hatte, sie war nicht mehr verstümmelt, sie war mit dem Stumpen des kleinen Fingers ins Gute und Wohlgeformte gewendet. Sie schien am Wesen Marthas wie an einer Welt der Vollendung teilzunehmen, und sie kam mir mit ihrem Bresten schöner vor, als die Hand einer Fürstin mit Ringen und Edelsteinen. Diese Hand, die von unablässiger Arbeit zeugte, ich hätte mich über sie beugen, ich hätte sie berühren und streicheln mögen.

Später am Abend begleitete ich Martha nach Hause. Was ich als Knabe nicht vermocht hatte, heute geschah es, heute ging ich mit meiner Schulkameradin den alten Weg. Ich bot ihr, da es dunkel wurde, den Arm und schritt neben ihr, als sei es die Erfüllung meiner Sehnsucht, das Ziel meines Lebens. Es war wie ein stummes Verstehen jenseits aller Gedanken und Worte. An diesem Abend und in diesem stillen, unwiederholbar einmaligen Gehen an Marthas Seite fühlte ich mich über ein halbes Menschenalter hinweg in jene erste Zeit zurückgerissen, da ich zu meinem eigenen Verwundern auf der neuen statt der alten Strasse von der Schule nach Hause gewandert bin. Und alles wurde mir noch einmal gegenwärtig: der erste Aufblick ins helle, warme Licht der Sonne, das Bienengesumm in den Kamillenstauden und der zackige Schwalbenflug durchs Scheunentor, die erste Mahd mit ihrem starken Duft und die traumhaft am Himmel segelnden weissen Sommerwolken, der wehende Blätterfall und das erste Schneegestöber, das Bauernbrot, der Weihnachtsbaum und das erste mahnende Wort der Mutter. Und alles war, als ob es erst gestern gewesen wäre; alles hatte den Atem und den Klang, die Wärme und die Kälte jener ersten Tage, da ein Mensch ins Bewusstsein erwachte.

Beim Abschiednehmen, dort, wo oberhalb meines Elternhauses die beiden Wege sich vereinigen, schauten wir einander noch einmal in die Augen. Ich war von den Jugendliedern, von den Gesprächen der Kameradin und den Erinnerungen ein wenig in jene Stimmung geraten, in der man länger als sonst vor einem Mitmenschen stehen bleibt.

«Es ist gut, wie es ist, obschon auch das andere sehr schön geworden wäre», sagte Martha mit leiser Zurückhaltung.

Da sie keine Antwort zu erwarten schien, nickte ich still, löste zögernd die Hand aus der ihren und ging, ohne mich noch einmal nach ihr umzuwenden, die neue Strasse zurück, die ich als Knabe schon immer gegangen war. Beim Hause meiner Eltern, das längst in anderm Besitz ist, verlangsamte ich den Schritt; doch stand es mir nicht mehr zu, in die verschlossenen Fenster zu spähen und das freundliche Gesicht der Mutter zu suchen. Und im Weitergehen fiel die dunkelnde Leere der Strasse wie ein Hauch von Einsamkeit und herbstlich reifem Entzagen über mich.

Otto Zinniker